folgt in seiner Ordnung der Logik des täglichen Lebens und nicht der Logik der Spezialwissenschaft, die dieses Leben studiert. Manche Themen, die den professionellen Soziologen aufgrund der Probleme seiner »Lebensform« (der des professionellen Soziologen) beschäftigen, werden nur kurz erwähnt oder gar nicht berücksichtigt. Dafür finden sich hier Dinge ins Zentrum gerückt, die das soziologische Wissen häufig an den Rand verweist, die aber eine große Bedeutung im alltäglichen Leben haben. Hier wird also keine Gesamtschau der Soziologie geboten, wie man sie an Universitäten praktiziert und lehrt. Ist der Leser daran interessiert, wird er zu anderen Titeln greifen müssen; Hinweise dafür findet er am Schluß des Buchs.

Ein Buch, das sich mit alltäglichen Lebenserfahrungen beschäftigen will, kann nicht systematischer sein als diese selbst. Deshalb kreist es eher um seine Themen, als daß es eine gerade Linie durch sie zöge. Manche Themen werden im Lichte späterer Erkenntnisse wiederaufgegriffen. So arbeitet nun einmal unser Verstand. Jede neugewonnene Einsicht macht eine Rückkehr zu früheren Stufen der Erkenntnis nötig. Was wir schon genau zu verstehen glaubten, wirft neue, bisher übersehene Fragen auf. Dieser Prozeß endet wohl nie, aber viel ist auf dem Weg zu gewinnen.

## 1. Freiheit und Abhängigkeit

Frei und abhängig zugleich zu sein – das ist die vielleicht alltäglichste unserer Erfahrungen und möglicherweise auch die verwirrendste. Ohne Zweifel handelt es sich dabei um eines der tiefsten Rätsel der conditio humana, die die Soziologie aufzuklären trachtet. Vieles in ihrer Geschichte läßt sich als fortgesetzter Versuch begreifen, dieses Rätsel zu lösen.

Ich bin frei, ich kann wählen und Entscheidungen treffen. Ich kann jetzt in diesem Buch weiterlesen oder die Lektüre unterbrechen, um einen Kaffee zu trinken. Ich kann es jetzt auch ganz beiseite legen und spazierengehen. Und mehr noch: Ich kann mein Vorhaben, Soziologie zu studieren und einen Studienabschluß zu erwerben, aufgeben und auf Arbeitssuche gehen. Weil ich das tun kann, bedeutet es, daß ich Entscheidungen getroffen habe, wenn ich weiterlese und an meiner Absicht, Soziologie zu studieren und einen Abschluß zu machen, festhalte; diesen Weg habe ich unter verfügbaren Alternativen ausgewählt. Entscheidungen treffen zu können bezeugt meine Freiheit. Freiheit ist die Fähigkeit, zu entscheiden und auszuwählen.

Selbst wenn ich nicht viel Zeit darauf verwende, über meine Wahlmöglichkeiten nachzudenken, und meine Entscheidungen treffe, ohne Handlungsalternativen genau zu prüfen, werde ich doch immer wieder von anderen auf meine Freiheit hingewiesen. Man sagt mir: »Das war Ihre Entscheidung, und nur Sie sind für die Konsequenzen verantwortlich« oder: »Niemand hat Sie gezwungen, es ist Ihre eigene Schuld!« Wenn ich etwas tue, was andere entweder verbieten oder normalerweise nicht tun (wenn ich also eine Regel verletze), muß ich mit Bestrafung rechnen. Diese Bestrafung bestätigt, daß ich für das verantwortlich bin, was ich getan habe; sie bestätigt, daß ich, wenn ich nur gewollt hätte, die

Regel nicht hätte verletzen müssen. Ich hätte beispielsweise rechtzeitig zu meinem Tutorium gehen können, statt ohne guten Grund zu fehlen. Manchmal höre ich auf eine Weise von meiner Freiheit (und folglich auch von meiner Verantwortlichkeit) sprechen, die ich nicht so leicht zu akzeptieren finde wie in den genannten Fällen. Es heißt dann, es wäre ganz allein mein Fehler, wenn ich arbeitslos bliebe, und daß ich meinen Lebensunterhalt allein bestreiten könnte, wenn ich mich nur genügend anstrengte. Oder daß ich jemand ganz anderer hätte werden können, wenn ich mich nur richtig bemüht und mich ernsthafter auf mein Ziel konzentriert hätte.

Wenn mich nicht schon diese letzten Beispiele zum Nachdenken darüber bringen, ob ich tatsächlich frei bin und mein Leben selbst in der Hand habe (ich kann ja ernsthaft nach einer Stelle gesucht und keine gefunden haben, weil keine angeboten wurde; ich kann ja versucht haben, eine andere Laufbahn einzuschlagen, zu der mir aber der Zugang verwehrt wurde) – so sind mir aus meinem Leben jedenfalls vielfältige Situationen in Erinnerung, die ganz klar beweisen, daß meine Freiheit in der Tat begrenzt ist. Diese Situationen lehren, daß meine Entscheidung für ein Ziel und meine Absicht, es mit ganzem Herzen zu verfolgen, das eine sind; ein ganz anderes aber, meinen Worten Taten folgen zu lassen und das erstrebte Ziel auch wirklich zu erreichen.

Zunächst einmal wird mir klar, daß auch andere Menschen nach dem gleichen Ziel streben können, daß aber nicht alle es zu erreichen vermögen, weil auf der Siegertreppe nicht für alle Platz ist. In diesem Fall befinde ich mich in einer Wettbewerbssituation, in der das Ergebnis nicht allein von meinen Anstrengungen abhängt. Ich bewerbe mich beispielsweise um einen Studienplatz und stelle fest, daß auf jeden vorhandenen zwanzig Bewerber kommen, die fast alle die erforderlichen Qualifikationen besitzen und ihre Freiheit vernünftig gebrauchen – also die Dinge tun, die man von zukünftigen

Studenten verlangt und erwartet. Außerdem stelle ich fest, daß die Ergebnisse ihrer und meiner Handlungen von anderen abhängen - von Menschen, die entscheiden, wie viele Plätze zu vergeben sind, und die die Fähigkeiten und Anstrengungen der einzelnen Bewerber beurteilen. Diese Personen bestimmen die Regeln des Spiels, zugleich sind sie die Schiedsrichter: Ihnen obliegt bei der Auswahl des Siegers das letzte Wort. Sie besitzen das Recht, zu verfügen - die Freiheit, auszuwählen und zu entscheiden, in diesem Fall über mein Schicksal und das meiner Mitbewerber. Ihre Freiheit scheint die Grenzen der meinigen zu bestimmen. Ich hänge davon ab, zu welchen Handlungen sie sich entscheiden denn ihre Freiheit, zu wählen, führt ein Element der Ungewißheit in meine Situation ein, einen Faktor, über den ich keine Kontrolle habe und der dennoch das Ergebnis meiner Bemühungen stark beeinflußt. Ich hänge von ihnen ab, weil sie die Kontrolle über diese Ungewißheit besitzen. Am Ende sprechen sie das Urteil, ob meine Anstrengungen gut genug waren und meine Zulassung rechtfertigen.

Zweitens lerne ich, daß meine Entscheidung und mein guter Wille allein nicht ausreichen, wenn es mir an den nötigen Mitteln fehlt, gemäß meiner Entscheidung zu handeln und mein Ziel zu erreichen. Ich kann mich beispielsweise entscheiden, »den Arbeitsplätzen zu folgen« und dorthin zu ziehen, wo es reichlich Arbeit gibt, um dann zu entdecken, daß die Immobilienpreise oder Wohnungsmieten dort meine Möglichkeiten weit übersteigen. Oder ich will dem Schmutz der Innenstadt entrinnen und in ein gesünderes, grünes Viertel am Stadtrand umziehen, muß aber wiederum herausfinden, daß ich mir den Umzug nicht leisten kann, weil Wohnungen in besseren und begehrteren Vierteln mehr kosten, als ich zur Verfügung habe. Vielleicht bin ich auch unzufrieden mit dem Unterricht, den meine Kinder in ihrer Schule erhalten, und wünsche mir einen besseren. Es gibt aber keine anderen Schulen in meiner Wohngegend: Wenn ich mir eine

bessere Schulbildung für meine Kinder wünsche, dann sollte ich sie eben auf eine reichere, besser ausgestattete Privatschule schicken und das Schulgeld bezahlen, das aber oft mehr beträgt als mein gesamtes Einkommen. All diese Beispiele (denen jeder leicht weitere hinzufügen kann) zeigen, daß die Freiheit der Wahl nicht von selbst die Freiheit garantiert, effektiv nach dieser Wahl zu handeln; und noch weniger die Freiheit, die angestrebten Ziele auch zu erreichen. Um frei handeln zu können, benötige ich neben dem freien Willen auch die erforderlichen Mittel.

Geld ist das verbreitetste, aber nicht das einzige dieser Mittel und Erfordernisse, von denen meine Handlungsfreiheit abhängt. Ich kann erfahren, daß die Freiheit, nach meinen Wünschen zu handeln, nicht nur davon abhängt, was ich tue, noch nicht einmal nur davon, was ich habe, sondern davon, was ich bin. Zum Beispiel kann mir der Zugang zu einem bestimmten Klub oder zu einer bestimmten Arbeit aufgrund meiner Eigenschaften verwehrt werden - etwa aufgrund von Rasse, Geschlecht, Alter, ethnischer oder nationaler Zugehörigkeit. Keine dieser Eigenschaften hängt von meinem Willen oder meinem Handeln ab, und keine noch so große Freiheit wird mich in die Lage versetzen, sie zu verändern. Andererseits kann die Zugangsmöglichkeit zu diesem Klub, zu dieser Arbeit oder zu dieser Schule auch von meinen früheren Leistungen (respektive ihrer Abwesenheit) abhängen - von erworbenen Fertigkeiten oder einem Diplom, von der Länge einer früheren Beschäftigung oder der Art der Erfahrungen, die ich gesammelt habe, oder auch von dem Dialekt, den ich als Muttersprache lernte und niemals ablegte. In solchen Fällen kann ich schließen, daß die Erfordernisse nicht mit dem Prinzip meines freien Willens und der Verantwortlichkeit für meine Handlungen übereinstimmen, weil das Fehlen von Fertigkeiten oder hervorragender Arbeitszeugnisse die andauernden Folgen vorausgegangener Entscheidungen sind. Und doch vermag ich jetzt nichts zu

tun, um das zu ändern. Meine Freiheit heute ist durch meine Freiheit von damals beschränkt; ich bin »bestimmt« – in meiner gegenwärtigen Freiheit eingeschränkt – durch meine früheren Handlungen.

Drittens finde ich vielleicht (früher oder später sogar ganz gewiß) heraus, daß ich, wenn ich beispielsweise in Großbritannien geboren und mit Englisch als Muttersprache aufgewachsen bin, mich in Großbritannien und unter Englisch sprechenden Menschen am meisten zu Hause fühle. Anderswo kann ich die Folgen meines Handelns nicht überblikken; ich weiß nicht genau, was zu tun ist, und fühle mich daher unfrei. Ich kann mich nicht leicht verständlich machen, ich verstehe die Bedeutung dessen, was andere tun, nicht und weiß nicht, wie ich selbst meinen Absichten Ausdruck verleihen und meine Vorhaben verwirklichen kann. Nicht nur beim Besuch eines fremden Landes, auch in vielen anderen Situationen beschleicht mich ein ähnlich unbehagliches Gefühl. Stamme ich aus einer Familie der Arbeiterklasse, fühle ich mich vielleicht unwohl mit wohlhabenden Nachbarn aus der Mittelklasse. Als Katholik kann ich womöglich nicht mit liberaleren, laxeren Sitten auskommen, die Scheidungen oder Abtreibungen als gewöhnliche Vorkommnisse des Lebens akzeptieren. Hätte ich Zeit, über Erfahrungen dieser Art nachzudenken, käme ich wahrscheinlich zu dem Schluß, daß auch die Gruppe, in der ich mich am meisten zu Hause fühle, meiner Freiheit Grenzen setzt - daß sie mich von sich um meiner Freiheit willen abhängig macht. Innerhalb dieser Gruppe kann ich meine Freiheit am umfassendsten ausüben (das heißt, nur innerhalb dieser Gruppe kann ich die Situation richtig einschätzen und die Vorgehensweise wählen, die von den anderen gebilligt wird und der Situation entspricht). Der bloße Umstand, daß ich auf die Handlungsbedingungen im Innern der Gruppe, der ich angehöre, so gut eingerichtet bin, beschränkt aber meine Handlungsfreiheit in dem riesigen und schlecht vermessenen, oft verwirrenden und beängstigenden Raum jenseits der Grenzen dieser Gruppe. Indem sie mich ihre Handlungsweisen und ihre Mittel lehrte, hat mich meine Gruppe zur Ausübung meiner Freiheit befähigt. Doch genau dadurch beschränkt sie diese Ausübung auch auf das ihr eigene Gebiet.

Was meine Freiheit betrifft, spielt daher die Gruppe, der ich angehöre, eine ambivalente Rolle. Einerseits befähigt sie mich zur Freiheit; andererseits beschränkt sie mich, indem sie deren Grenzen festlegt. Sie befähigt mich zur Freiheit, indem sie mir die Art von Wünschen vermittelt, die innerhalb meiner Gruppe zugleich akzeptabel und »realistisch« sind, sie lehrt mich die Auswahl von angemessenen Handlungsweisen zur Befriedigung dieser Wünsche und gibt mir die Fähigkeit, eine Situation adäquat zu lesen, so daß ich die Handlungen und Absichten der anderen entsprechend berücksichtigen kann, die das Ergebnis meiner Anstrengungen beeinflussen. Zugleich aber legt sie das Territorium fest, innerhalb dessen ich meine Freiheit adäquat ausüben kann. Denn alle Vorzüge, die ich ihr schulde, all die unschätzbaren Fertigkeiten, die ich von meiner Gruppe erwarb, verwandeln sich in Nachteile, sobald ich über die Grenzen meiner Gruppe hinausstrebe und mich in einer Umwelt finde, wo andere Ziele unterstützt werden, andere Taktiken als angemessen gelten und das Verhalten der Menschen mit ihren Absichten nicht in der Weise korreliert, wie ich das gewohnheitsmäßig erwarte.

Dies ist jedoch nicht der einzige Schluß, den ich zöge, wenn ich in der Lage und willens wäre, meine Erfahrung zu durchdenken. Ich würde etwas noch Verwirrenderes entdekken: Üblicherweise habe ich die Gruppe, die eine so ambivalente und doch entscheidende Rolle für meine Freiheit spielt, keineswegs frei gewählt. Ich gehöre dieser Gruppe vielmehr an, weil ich in sie hineingeboren wurde. Der Bereich meiner Freiheit ist also selbst keine Angelegenheit freier Wahl. Die Gruppe, die mich zu einem freien Menschen machte und die

weiterhin den Bereich meiner Freiheit schützt, übernahm ohne Aufforderung die Herrschaft über mein Leben (meine Wünsche, meine Absichten, die Handlungen, die ich unternehmen mag oder vor denen ich zurückschrecke usw.). Hierin manifestiert sich meine Abhängigkeit. Es war nicht meine Entscheidung, Franzose zu werden, ein Schwarzer oder ein Angehöriger der Mittelklasse. Ich mag mein Geschick mit Gleichmut oder Resignation hinnehmen; ich kann es auch zu meiner schicksalhaften Bestimmung machen, Geschmack daran finden, es enthusiastisch bejahen, mich entscheiden, das Beste für mich daraus zu machen - mein Franzosentum betonen, stolz mich zur Schönheit der schwarzen Hautfarbe bekennen oder mein Leben klug und vorsichtig leben, wie man es von einem anständigen Angehörigen der Mittelklasse erwartet. Wenn ich jedoch die Person verändern will, zu der die Gruppe mich gemacht hat, wenn ich ein anderer werden will, muß ich mich aufs äußerste einsetzen. Eine solche Veränderung verlangte weit mehr Anstrengung, Opfer, Entschiedenheit und Ausdauer, als erforderlich sind, um ruhig und gehorsam nach den Mustern der Erziehung zu leben, die ich von jener Gruppe erhielt, in die ich hineingeboren wurde. Ich würde dabei herausfinden, daß der furchteinflößendste Gegner in meinem Kampf um Selbstveränderung meine eigene Gruppe ist. Der Kontrast zwischen der Leichtigkeit des Mit-dem-Strom-Schwimmens und der Schwierigkeit, die Seiten zu wechseln, ist das Geheimnis der Macht, die meine natürliche Gruppe über mich hat; es ist das Geheimnis meiner Abhängigkeit von dieser Gruppe.

Wenn ich genau hinschaue und versuche, eine Bestandsaufnahme all der Dinge zu machen, die ich der Gruppe schulde, der ich – im Guten wie im Schlechten – angehöre, wird sich eine umfangreiche Liste ergeben. Alle einzelnen Punkte ließen sich, der Kürze wegen, in vier große Kategorien einordnen. Da ist erstens die Unterscheidung zwischen den Zielen, die ich für erstrebenswert erachte, und jenen anderen, die ich links liegen lasse. Wenn ich in einer Familie der Mittelklasse aufwachse, ist es wahrscheinlich, daß mir eine höhere Ausbildung als unverzichtbare Bedingung eines angemessenen, erfolgreichen und befriedigenden Lebens erscheint - wenn ich aber zufällig ein Kind aus der Arbeiterklasse bin, spricht einiges dafür, daß ich bereit wäre, die Schule schnell zu verlassen und eine Arbeit anzustreben, die nicht unbedingt eine lange Ausbildung verlangt, mir aber gestattete, gleich »mein Leben zu genießen« und später vielleicht meine Familie zu unterstützen. Und so übernehme ich von meiner Gruppe die Absichten, auf die ich meine Fähigkeit des »freien Wählens« anwende. Zweitens sind da die Mittel, die ich in Verfolgung des jeweiligen Ziels anwende, das mich die Gruppe anzustreben gelehrt hat. Auch diese Mittel werden von der Gruppe bereitgestellt, und einmal übernommen, bilden sie mein »privates Kapital«, das ich bei meinen Bemühungen einsetzen kann: Dazu gehören die Sprache und die Körpersprache, mit denen ich anderen meine Absichten mitteile, die Intensität, mit der ich mich dem einen und nicht dem anderen Ziel zuwende, und - ganz allgemein - die Formen des Verhaltens, die für die gerade vorliegende Aufgabe als angemessen gelten. Die dritte Kategorie bilden die Kriterien der Relevanz, mithin die Kunst, zwischen den für mein Vorhaben relevanten und irrelevanten Dingen und Menschen zu unterscheiden. Meine Gruppe leitet mich an, Verbündete von Feinden oder Rivalen zu unterscheiden - und auch von denen, die weder das eine noch das andere sind und die ich deshalb ignorieren oder sogar mit Verachtung behandeln kann. Zu guter Letzt gibt es noch meine spezielle »Weltkarte«. Die dort verzeichneten Dinge stehen im Kontrast zu denen auf den Karten anderer Menschen, die auf meiner Karte nur als Leerstellen figurieren. Zu den verschiedenen Funktionen, die diese Karte in meinem Leben ausübt, gehört die Auswahl der vorstellbaren Lebenswege - der realistischen Lebensprojekte, die »für jemanden wie mich« in Frage kommen. Alles in allem schulde ich meiner Gruppe ziemlich viel – das gesamte unermeßlich reiche Wissen, das mir durch den Tag hilft, ja ohne das ich vollständig unfähig wäre, meinen Alltag zu bewältigen.

In den meisten Fällen bin ich mir freilich dieses Wissens nicht bewußt. Fragt man mich beispielsweise, in welchem Code ich mit anderen Menschen kommuniziere und wie ich die Bedeutung ihrer auf mich bezogenen Handlungen dechiffriere, werde ich wahrscheinlich verblüfft reagieren und nicht wissen, was man von mir verlangt. Und selbst wenn ich die Frage verstanden habe, wäre ich nicht in der Lage, diesen Code zu explizieren (genausowenig wie ich fähig wäre, die einfachsten Grammatikregeln zu erklären, obwohl ich die Sprache, in der sie gelten, kompetent, flüssig und ohne große Anstrengung spreche). Trotzdem aber ist das erworbene Wissen, mit dem ich mich durch die täglichen Aufgaben und Herausforderungen kämpfe, irgendwo in mir. Irgendwie habe ich es zur Verfügung, und wenn auch nicht in der Form aufzählbarer Regeln, so doch als ein Reservoir praktischer Fertigkeiten, die ich mein ganzes Leben lang Tag für Tag ohne jede Mühe anwende.

Dank solchen Wissens fühle ich mich sicher und brauche nicht lange zu überlegen, um das Richtige zu tun. Wenn ich über all dieses Wissen verfüge, ohne mir dessen bewußt zu sein, dann deshalb, weil ich seine grundlegenden Lehren und Richtlinien in meiner frühen Kindheit empfing. Meine Erinnerungen und bewußten Erfahrungen reichen einfach nicht weit genug zurück, als daß ich viel darüber sagen könnte, wie ich dieses Wissen erwarb. Gerade dank dieses Vergessens meiner Ursprünge hat mein Wissen einen so festen Stand in mir und mich so eisern im Griff; ich akzeptiere es ganz selbstverständlich als das »natürliche« und habe nur selten das Gefühl, daß ich es in Frage stellen sollte. Will ich herausfinden, wie das Alltagswissen tatsächlich produziert und dann von der Gruppe »eingehändigt« wird, muß ich die For-

schungsresultate professioneller Psychologen und Soziologen zu Rate ziehen. Deren Resultate werden sich häufig als beunruhigend erweisen. Was als selbstverständlich, erwiesen und natürlich erschien, enthüllt sich nun als eine Sammlung von Meinungen, die sich nur auf die Autorität einer Gruppe unter vielen stützen können.

Kaum jemand dürfte mehr zum Verständnis dieser Internalisierung von Gruppenstandards beigetragen haben als der amerikanische Sozialpsychologe George Herbert Mead. Bei der Beschreibung des Prozesses, in dem der einzelne die wesentlichen sozialen Fähigkeiten erwirbt, greift man überwiegend auf die von ihm geprägten Begriffe zurück. Die berühmtesten seiner Begriffsprägungen heißen Ich (»I«) und Mich (»Me«). Sie beziehen sich auf die Dualität des Selbst, seine Gespaltenheit in zwei Teile: einen äußeren (genauer: einen Teil, den der einzelne als von außen, von der umgebenden Gesellschaft kommend ansieht, und zwar in Form von Forderungen, denen er genügen werden muß, und Verhaltensmustern, die für ihn maßgeblich sind), das »Mich« des Selbst; und einen anderen, das »Ich«, das innere Zentrum des Selbst, wo diese äußeren sozialen Anforderungen und Erwartungen untersucht, bewertet und eingeordnet werden und von wo aus schließlich die Reaktion auf sie erfolgt. Die Rolle der Gruppe bei der Formung des Selbst vollzieht sich durch das »Mich«. Kinder lernen, daß sie beobachtet, beurteilt, bestraft und angetrieben werden, sich in einer bestimmten Weise zu verhalten, daß sie auf Linie gebracht werden, wenn sie von dem geforderten Verhalten abweichen. Diese Erfahrung lagert sich in dem heranwachsenden Selbst des Kindes als ein Bild der Erwartungen ab, die die anderen in bezug auf es hegen. Diese anderen besitzen offenkundig ein Verfahren, um zwischen angemessenem und unangemessenem Verhalten zu unterscheiden. Sie billigen das angemessene Verhalten und bestrafen das falsche als eine Abweichung von der Norm. Erinnerungen an Handlungen, die gelobt bzw. bestraft wurden, verschmelzen schrittweise zu einem unbewußten Verständnis der Regel – dessen, was erwartet bzw. nicht erwartet wird –, dem »Mich«. Dieses ist nichts anderes als das Bild, das sich das Selbst von dem Bild macht, das die anderen von ihm haben. Weiterhin sind diese »anderen« nicht irgendwelche anderen, die zufällig gerade da sind. Aus der Menge von Menschen, mit denen das Kind in Kontakt tritt, werden einige vom Selbst als die signifikanten Anderen herausgegriffen, diejenigen, deren Wertungen und Reaktionen mehr zählen als die der übrigen, weil sie sich beständiger und einschneidender und folglich effektiver bemerkbar machen.

Aus dem Gesagten ließe sich der falsche Schluß ableiten, daß die Entwicklung des Selbst durch Lernen und durch Einübung ein passiver Prozeß wäre; daß die anderen, und nur sie, es herstellen, daß das Kind mit Weisungen vollgestopft und - mittels Zuckerbrot und Peitsche - verführt, gedrängt und gezwungen wird, ihnen gehorsam zu folgen. So verhält es sich aber nicht. Das Selbst entwickelt sich in einer Interaktion zwischen dem Kind und seiner Umgebung. Aktivität und Initiative finden sich auf beiden Seiten dieses Vorgangs. Es könnte auch kaum anders sein. Eine der ersten Entdekkungen, die jedes Kind notwendigerweise macht, ist die, daß die »anderen« sich voneinander unterscheiden. Selten sehen sie etwas gleich, sie geben einander widersprechende Befehle, die man nicht gleichzeitig befolgen kann. Vielfach bedeutet die Erfüllung eines Befehls die Weigerung, einem anderen nachzukommen. Eine der ersten Fähigkeiten, die das Kind erlernen muß, besteht darin, unterscheiden und auswählen zu können. Sie kann nur erworben werden, wenn sie von dem Vermögen begleitet wird, zu widerstehen, Druck auszuhalten, einen Standpunkt einzunehmen und zumindest gegen einige der äußeren Gewalten zu handeln. Mit anderen Worten, das Kind lernt zu wählen und Verantwortung für sich und seine Handlungen zu übernehmen. Das »Ich« des Selbst

repräsentiert genau diese Fähigkeiten. Der widersprüchliche und zusammenhanglose Inhalt des »Mich« (die widersprüchlichen Signale über die Erwartungen verschiedener signifikanter Anderer) zwingt das »Ich«, beiseite zu stehen; es muß eine Distanz einnehmen, auf die äußeren Beeinflussungen, die im »Mich« internalisiert wurden, wie von außen schauen; sie mustern, klassifizieren und bewerten. Schließlich ist es das »Ich«, das die Wahl trifft und so zum wahren, rechtmäßigen »Autor« der nun erfolgenden Handlung wird. Je stärker das »Ich«, desto autonomer wird die Persönlichkeit des Kindes. Die Stärke des »Ich« zeigt sich in der Fähigkeit und Entschiedenheit, mit der es die im »Mich« internalisierten sozialen Forderungen überprüft, ihre wirkliche Macht und ihre Grenzen abschätzt, sie herausfordert – und die

Konsequenzen trägt.

Eine entscheidende Funktion bei der Trennung von »Ich« und »Mich« (d. h. bei der Herausbildung der Fähigkeit des Selbst, sich die Forderungen der signifikanten Anderen vor Augen zu führen, sie genau zu prüfen und im Blick zu behalten) kommt dem Rollenspiel zu, einer typischen Handlungsweise des Kindes. Indem es die Rollen anderer übernimmt, beispielsweise des Vaters oder der Mutter, und mit ihrem Verhalten experimentiert (auch mit ihrem Verhalten gegenüber ihm selbst), lernt das Kind die Kunst, Handlungen als übernommene Rollen zu betrachten, als etwas, das man tun oder lassen kann; handeln heißt, zu tun, was die Situation erfordert, und variiert folglich mit der Situation. Dieser Jemand, der handelt, bin nicht wirklich ich - er ist nicht das »Ich«. Wenn Kinder heranwachsen und ihr Wissen über verschiedene Rollen zunimmt, nehmen sie an Wettspielen teil, bei denen das Element der Kooperation und der Koordination mit anderen Rollenspielern hinzukommt. Hier nun experimentiert das Kind mit der für ein wirklich autonomes Selbst zentralen Kunst: auszuwählen, welche Vorgehensweise unter der Berücksichtigung des Handelns anderer an-

gemessen ist, und die anderen zu dem Verhalten zu verleiten oder zu zwingen, das man von ihnen wünscht. Durch Spiele und Wettkämpfe nimmt das Kind gleichzeitig jene Gewohnheiten und Fertigkeiten, die die äußere soziale Umwelt einflößt, und die Fähigkeit an, in dieser Umwelt als freie - autonome und verantwortliche - Person zu handeln. Im Verlauf dieser Aneignung entwickelt das Kind die besondere, ambivalente Haltung, die wir alle gut kennen: Einerseits besitze ich ein Selbst (betrachte mein eigenes Verhalten wie von außen, billige oder mißbillige es, versuche, es zu kontrollieren und falls notwendig zu korrigieren); andererseits bin ich ein Selbst (frage mich, »wie bin ich wirklich?« und »wer bin ich?«, setze mich manches Mal gegen ein Modell zur Wehr, in das andere Menschen mein Leben pressen wollen, und versuche statt dessen, das zu verwirklichen, was ich für das »authentische Leben« halte, ein Leben, das meiner wahren Identität entspräche). Ich erfahre den Widerspruch zwischen Freiheit und Abhängigkeit als inneren Konflikt zwischen dem, was ich tun will, und dem, was ich mich als derjenige zu tun verpflichtet fühle, zu dem die signifikanten Anderen mich gemacht haben oder machen wollen.

Die signifikanten Anderen formen das Selbst des Kindes nicht aus dem Nichts; vielmehr prägen sie ihr Bild seinen »natürlichen« (vorgesellschaftlichen oder genauer: seinen vor der Erziehung liegenden) Veranlagungen auf. Obwohl diese natürlichen Veranlagungen – Instinkte oder Triebe – im menschlichen Leben insgesamt eine geringere Rolle spielen als im Leben der übrigen Tierwelt, sind sie doch in der biologischen Ausstattung jedes Neugeborenen vorhanden. Welche Instinkte das sind, ist eine umstrittene Frage. Die Gelehrten sind sich da nicht einig; ihre Ansichten reichen von dem Versuch, die meisten scheinbar gesellschaftlich verursachten Verhaltensweisen auf biologische Determinanten zurückzuführen, bis zu dem Glauben an ein fast unbegrenztes Potential der gesellschaftlichen Formung menschlichen Verhal-

tens. Doch würden die meisten Gelehrten den Anspruch der Gesellschaft darauf, Standards akzeptablen Verhaltens aufzustellen und durchzusetzen, genauso bejahen wie das Argument, das diesen Anspruch stützt: daß eine gesellschaftlich geregelte Einübung unverzichtbar ist, weil aufgrund der natürlichen Veranlagungen des Menschen das Zusammenleben andernfalls unmöglich oder doch unannehmbar rauh und gefährlich wäre. Kaum ein Forscher bezweifelt, daß bestimmte natürliche Triebe besonders mächtig sind und sich daher jede menschliche Gruppe auf die eine oder andere Art mit ihnen auseinandersetzen muß. Am häufigsten figurieren die Triebe der Sexualität und der Aggression als diejenigen, die jede Gruppe ihrer Kontrolle unterwerfen muß, will sie nicht untergehen. Ließe sie solchen Trieben freien Lauf, resultierten daraus Konflikte von einer Intensität, die keine Gruppe ertragen könnte und die ein gesellschaftliches Leben nahezu unmöglich machten.

Alle überlebenden Gesellschaften müssen also effektive Wege entwickelt haben, um Manifestationen solcher Triebe zu zähmen, zu zügeln, zu unterdrücken oder anderswie zu kontrollieren. Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse, meinte, der gesamte Prozeß der Entwicklung des Selbst und der sozialen Organisation menschlicher Gruppen ließe sich im Licht der Notwendigkeit und der praktischen Erfordernisse dazu interpretieren, den Ausdruck gesellschaftlich gefährlicher Triebe (vor allem der sexuellen und aggressiven Instinkte) zu kontrollieren. Freud behauptete, diese Instinkte ließen sich nicht auslöschen; sie könnten nicht zerstört, sondern lediglich »verdrängt«, ins Unbewußte abgeschoben werden. Was sie in diesem Zwischenreich gefangenhält, ist das Über-Ich, die internalisierte Kenntnis der Forderungen und Zwänge, die von der Gruppe ausgehen. Freud hat das Über-Ich metaphorisch als »eine Besatzung in der eroberten Stadt« beschrieben, die die siegreiche Armee der Gesellschaft dort zurückläßt, um die unterdrückten Instinkte - das Unbewußte - in permanentem Gehorsam zu halten. Das Ich befindet sich bei Freud folglich in fortwährender Spannung zwischen zwei Gewalten: den Instinkten, die zwar ins Unbewußte vertrieben wurden, aber mächtig und rebellisch bleiben, und dem Über-Ich (vergleichbar Meads »Mich«), welches Druck auf das Ich (vergleichbar Meads »Ich«) ausübt, damit es die Triebe im Unbewußten hält und ihr Entkommen aus dem Gefängnis verhindert. Der deutsch-englische Soziologe Norbert Elias, der Freuds Hypothesen mit umfassenden historischen Untersuchungen weiterverfolgte, behauptet, daß die uns allen gemeinsame Erfahrung eines Selbst genau aus diesem doppelten Druck entsteht, dem wir alle ausgesetzt sind. Die schon erwähnte ambivalente Haltung unserem Selbst gegenüber ist das Resultat der ambivalenten Stellung, in die diese beiden, in entgegengesetzte Richtung arbeitenden Zwänge uns treiben. Wenn ich in einer Gruppe lebe, muß ich mich selbst kontrollieren. Das Selbst muß kontrolliert werden, und ich bin es, dem diese Kontrolle obliegt ...

Daß alle Gesellschaften die natürlichen Veranlagungen ihrer Mitglieder unter Aufsicht behalten und den Umfang der erlaubten Interaktionen zu begrenzen streben, steht außer Frage. Weniger gewiß ist aber, ob dabei nur die dunklen, antigesellschaftlichen Aspekte der natürlichen Ausstattung unterdrückt werden (wenn auch die Mächte, die im Namen der Gesellschaft sprechen, genau dies beteuern). Soweit wir wissen, gibt es keinen schlüssigen Beweis dafür, daß Menschen von Natur aus aggressiv sind und deshalb gezügelt und gezähmt werden müssen. Was gerne als Ausbruch natürlicher Aggressivität interpretiert wird, ist in den meisten Fällen das Ergebnis von Gefühllosigkeit oder von Haß - und beide Haltungen lassen sich eher auf gesellschaftliche als auf genetische Ursprünge zurückführen. Anders gesagt: Aus der Tatsache, daß Gruppen das Verhalten ihrer Mitglieder anleiten und kontrollieren, folgt keineswegs zwangsläufig, daß es dadurch humaner oder moralischer würde. Eine solche Einübung, Überwachung und Bestrafung bedeuten nur, daß das Verhalten eher den Mustern entspricht, die von einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe als angemessen anerkannt und von ihr durchgesetzt werden.

Die Prozesse der Bildung des »Ich« und des »Mich«, der Unterdrückung der Triebe und der Herausbildung des Über-Ich werden häufig als Sozialisation bezeichnet. Ich wurde sozialisiert (in ein Wesen umgeformt, das in einer Gesellschaft leben kann), insofern ich durch die Internalisierung gesellschaftlicher Zwänge befähigt wurde, in einer Gruppe zu leben und zu handeln; insofern ich die nötigen Fähigkeiten erworben habe, um mich im von der Gesellschaft gesetzten Rahmen zu bewegen und folglich »frei« zu sein, also die Verantwortung für meine Handlungen zu übernehmen. Jene signifikanten Anderen, die beim Erwerb dieser Fähigkeiten eine so große Rolle spielten, können folglich als die Vermittler der Sozialisation angesehen werden. Wer aber sind sie? Wir haben gesehen, daß die treibende Kraft bei der Entwicklung des Selbst in Wirklichkeit das Bild des Kindes von den Absichten und Erwartungen der anderen ist, daß dies aber nicht notwendigerweise deren Absichten und Erwartungen selbst sein müssen. Und weiterhin hat es sich gezeigt, daß das Kind selbst die Auswahl der signifikanten Anderen unter den vielen Menschen vornimmt, die ihm in seinem Gesichtskreis begegnen. Gewiß, das Kind hat keine völlige Wahlfreiheit; einige »Andere« können sich einen Zugang in seine Welt effektiver erzwingen als andere und auf seine Auswahl Einfluß nehmen. Und doch: Weil das Kind in einer Welt heranwächst, die von Gruppen mit einer Vielzahl gegensätzlicher Absichten und unterschiedlicher Lebensstile bevölkert wird, kann es eine Wahl kaum vermeiden; wenn die Forderungen der anderen widersprüchlich sind und nicht alle zugleich erfüllt werden können, müssen einige mehr Beachtung finden und muß ihnen also größere Bedeutung zugeschrieben werden.

Die Notwendigkeit, bei der Zuschreibung von Bedeutung (Relevanz) zu differenzieren, ist nicht auf die spezifische Situation des Kindes beschränkt. Wir alle erfahren diese Notwendigkeit fast täglich. Ständig muß ich mich zwischen den Forderungen meiner Familie, meiner Freunde, meiner Vorgesetzten entscheiden, die mich alle zur selben Zeit in Anspruch nehmen wollen. Ich muß das Mißfallen von Freunden in Kauf nehmen, die ich schätze und respektiere, um anderen zu genügen, die ich genauso mag. Wenn ich eine politische Ansicht äußere, kann ich sicher sein, daß einige Leute, die ich kenne und die mir wichtig sind, an ihr Anstoß nehmen und mir deswegen grollen werden. Ich kann wenig tun, um solche unerfreulichen Konsequenzen meines Wählens abzuwenden. Die Zuschreibung von Relevanz bedeutet unvermeidlich zugleich die Zuschreibung von Irrelevanz; wenn ich einige Leute als signifikant auswähle, muß ich andere notwendigerweise für insignifikant oder doch mindestens für weniger signifikant erklären. Dadurch werde ich häufig jemandes Unwillen erregen. Das Risiko dafür wächst mit dem Grad der Heterogenität meiner Umgebung - dem Maß, in dem sie von Konflikten zerrissen und in Gruppen mit unterschiedlichen Idealen und Lebensstilen aufgespalten ist.

Um in einer solchen Umgebung signifikante Andere auszuwählen, muß ich eine der zahlreichen Gruppen als meine Bezugsgruppe bestimmen, an der ich mein Verhalten ausrichte und die ich als Maßstab für mein gesamtes Leben oder einen Teilbereich desselben akzeptiere. Die Bezugsgruppe meiner Wahl vermittelt mir das Wissen, mit dem ich mein Verhalten einschätzen und Schlüsse über seinen Wert und seine Qualität ziehen werde. Aus diesem Wissen werde ich das angenehme Gefühl beziehen, daß ich das Richtige tue, oder das beunruhigende Bewußtsein, daß ich anders hätte handeln sollen. In meiner Sprechweise, meinem Wortgebrauch, meiner Kleidung werde ich trachten, dem Beispiel der Bezugsgruppe zu folgen. Ich werde von ihr zu lernen

versuchen, ob und unter welchen Bedingungen ich kühn oder respektlos sein kann und wann ich mich besser gehorsam dem gemeinsamen Verhaltensstandard füge. Das Bild, das ich von meiner Bezugsgruppe habe, wird mir signalisieren, welche Dinge meiner Aufmerksamkeit wert und welche unter meiner Würde sind. Insgesamt werde mich also so verhalten, als suchte ich die Billigung meiner Bezugsgruppe; als wollte ich, daß sie mich als ihr Mitglied, als »einen von ihnen«, akzeptiert und mit meinem Lebensstil zufrieden ist; als gelte es, die harten Maßnahmen zu vermeiden, die sie ergreifen könnte, um mich auf ihre Linie zu bringen oder meine

Regelverletzung zu ahnden. Und doch wird die Bezugsgruppe im wesentlichen durch meine Wahl, durch meine Analysen, Schlüsse und Handlungen zu einem so machtvollen Faktor bei der Formung meines Verhaltens. Häufig sind sich die Gruppen meiner Beachtung ebensowenig wie meines Versuchs bewußt, das zu imitieren und anzuwenden, was ich für ihren Lebensstil und ihre Verhaltensstandards halte. Manche von ihnen könnten mit Recht als normative Bezugsgruppen bezeichnet werden, weil sie - wenigstens gelegentlich - die Normen meines Verhaltens bestimmen, mein Tun überwachen und sich daher in einer Position befinden, meine Handlungen durch Lohn oder Strafe, Zustimmung oder Zurechtweisung »normativ zu beeinflussen«. Besonders wichtig unter solchen Gruppen sind die Familie, sind Freunde, mit denen ich viel gemeinsame Zeit verbringe, meine Lehrer, die Vorgesetzten an meinem Arbeitsplatz und die Nachbarn, wenn ich sie häufig treffe und mich nicht leicht vor ihnen zurückziehen kann. Daß diese Genannten auf mein Verhalten reagieren können, macht sie jedoch nicht automatisch zu meinen Bezugsgruppen. Dazu werden sie nur durch meine Wahl - wenn ich auf ihre Aufmerksamkeit damit reagiere, daß ich ihnen Signifikanz zuschreibe und ihrem Wächteramt Bedeutung beimesse. Ich kann ihren Druck mißachten (wenn auch vielleicht zu meinem eigenen Schaden) und mich entscheiden, von ihnen verworfenen Verhaltensstandards zu folgen. Ich kann den Vorstellungen meines Nachbarn über das richtige Aussehen eines Vorgartens offen Hohn sprechen; ich brauche auf seine Ansicht über die Leute, die ich empfange, so wenig Rücksicht zu nehmen wie auf seine Meinung über die dafür angemessene Tageszeit. Ich kann mich auch der Abneigung meiner Freunde gegen gar zu eifriges Studieren und ihrer unbekümmerten Haltung in bezug auf Pflichten widersetzen. Ich kann »cool« bleiben, wenn die Gruppe tiefe Betroffenheit und Leidenschaft erwartet. Um ihren normativen Einfluß ausüben zu können, sind selbst die normativen Bezugsgruppen auf meine Bereitschaft angewiesen, sie als meine Bezugsgruppen zu behandeln, auf meinen - wie auch immer motivierten - Verzicht auf Widerstand gegen ihren Druck, auf meine Zustimmung, ihren Forderungen zu entsprechen.

Daß es meine Entscheidung ist, die mich bindet, tritt noch deutlicher im Fall von komparativen Bezugsgruppen zutage - Gruppen, denen ich nicht angehöre, weil ich sozusagen außerhalb ihrer Reichweite bleibe. Diese Vergleichsgruppen sind in meinem Blickfeld, ich aber nicht in ihrem. Die Zuschreibung von Relevanz ist in diesem Fall einseitig: Ich betrachte ihre Handlungen und Verhaltensstandards als signifikant, während sie meine Existenz kaum zur Kenntnis nehmen. Wegen des zwischen uns herrschenden Abstands sind sie häufig physisch unfähig, meine Handlungen zu beaufsichtigen und zu bewerten; so können sie weder meine Abweichungen bestrafen noch meinen Konformismus belohnen. Weil der Einfluß der Massenmedien und vor allem des Fernsehens uns einer zunehmenden Flut von Informationen über verschiedene Lebensstile aussetzt, deutet heute alles auf einen wachsenden Einfluß komparativer Bezugsgruppen bei der Formung unserer Identitäten. Mit enormer Geschwindigkeit verbreiten die Massenmedien Informationen

über angesagte Moden und die aktuellsten Stile bis in die entferntesten Winkel der Erde. Eben dadurch versehen sie die Muster, die sie visuell zugänglich machen, mit dem Stempel der Autorität: Lebensstile, die es verdienen, in solchen Medien zu erscheinen und von Millionen Menschen in aller Welt gesehen zu werden, sind doch sicher der Beachtung und, wenn möglich, der Nachahmung wert...

Ich denke, die bisherigen Ausführungen dürften den zutreffenden Eindruck vermittelt haben, daß sich der Prozeß der Sozialisation nicht auf die Kindheit beschränkt. Er endet nie; er setzt sich durch das gesamte Leben fort und verbindet stets Freiheit und Abhängigkeit in einer komplexen Interaktion miteinander. Soziologen sprechen manchmal von sekundärer Sozialisation, um die fortgesetzte Umformung des Selbst im Erwachsenenleben von der Internalisierung der elementaren sozialen Fertigkeiten in der Kindheit zu unterscheiden. Sie richten die Aufmerksamkeit auf Situationen, in denen die frühere - primäre - Sozialisation sich auf drastische Weise als ungenügend oder inadäquat erweist. Dies geschieht beispielsweise, wenn jemand in ein Land mit fremden Sitten und anderer Sprache emigriert und nun nicht nur neue Fertigkeiten erwerben, sondern auch die alten verlernen muß, die sich in ein Handicap verwandelt haben; oder wenn jemand, der auf dem Land aufwuchs, in eine Großstadt umzieht und sich nun im dichten Verkehr, den dahineilenden Massen und der Gleichgültigkeit der Passanten und Nachbarn verloren und hilflos fühlt. Radikale Veränderungen dieser Art werden für akute Angstzustände, ja für eine Häufung von Nervenzusammenbrüchen und selbst von geistigen Störungen verantwortlich gemacht. Man hat auch hervorgehoben, daß nicht nur aufgrund individueller Mobilität, sondern auch durch eine Veränderung der äußeren gesellschaftlichen Verhältnisse eine sekundäre Sozialisationssituation mit ähnlich dramatischen Auswirkungen entstehen kann. Eine plötzlich auftretende ökonomische Depression, die Entstehung von Massenarbeitslosigkeit, der Ausbruch eines Krieges, die Vernichtung von Sparvermögen durch galoppierende Inflation, der Verlust von Sicherheit aufgrund des Entzugs von Versorgungsansprüchen und auf der anderen Seite ein rapides Anwachsen des Wohlstands, die Eröffnung von neuen, nie geahnten Zukunftschancen – das alles sind Beispiele für solche Fälle. Sie alle »entwerten« die Errungenschaften der vorangegangenen Sozialisation und machen eine radikale Neustrukturierung des Verhaltens der einzelnen nötig, die neue Fertigkeiten und neue Kenntnisse erfordert.

Beispiele dieser Art machen die Probleme bei der sekundären Sozialisation besonders augenfällig, weil sie hier in der schärfsten und drängendsten Form hervortreten. Doch in weniger spektakulärer Weise wird jeder von uns fast täglich mit ihnen konfrontiert; mit großer Wahrscheinlichkeit begegnen sie uns, wenn wir die Schule wechseln, an die Universität gehen oder sie verlassen, eine neue Arbeit antreten, uns verheiraten, ein Haus kaufen, umziehen, Kinder bekommen, Rentner werden usw. Vielleicht ist es besser, Sozialisation als einen kontinuierlichen Prozeß anzusehen, statt ihn in zwei getrennte Etappen aufzuspalten. Die Dialektik von Freiheit und Abhängigkeit beginnt mit der Geburt und endet erst mit dem Tod.

Das Gleichgewicht zwischen den beiden Partnern in diesem unausgesetzten dialektischen Verhältnis verschiebt sich jedoch. In der frühen Kindheit besteht kaum Freiheit bei der Wahl der Gruppe, von der man abhängig ist. Man wird in eine bestimmte Familie, Örtlichkeit, Nachbarschaft, in eine bestimmte Klasse und ein bestimmtes Land hineingeboren. Ungefragt wird man als Angehöriger einer bestimmten Nation oder eines der beiden gesellschaftlich akzeptierten Geschlechter betrachtet. Mit dem Heranwachsen (d. h. mit zunehmenden Fertigkeiten und Handlungspotentialen) erweitert sich die Wahlmöglichkeit; manche Abhängigkeiten können in Frage gestellt und zurückgewiesen, andere hinge-

gen gesucht und willentlich eingegangen werden. Trotzdem herrscht niemals vollständige Freiheit. Zu erinnern ist daran, daß wir alle durch unsere vergangenen Handlungen tendenziell festgelegt sind; wir befinden uns stets in der Situation, daß bestimmte Alternativen, wie attraktiv sie auch sein mögen, unerreichbar sind, weil der Preis einer Veränderung unserer Lage exorbitant, ja entmutigend hoch wäre. Zu viel müßte »ver-lernt«, zu viele Gewohnheiten müßten abgelegt werden. Fertigkeiten und Potentiale, die in einem früheren Stadium hätten erworben werden müssen, wurden damals mißachtet; jetzt aber ist es zu spät, die verlorene Gelegenheit wettzumachen. Im großen und ganzen erscheinen uns die Durchführbarkeit und die Erfolgschancen eines »neuen Anfangs« ab einem bestimmten Alter immer geringer.

Ferner ist das Gleichgewicht zwischen Freiheit und Abhängigkeit auch nicht bei allen Menschen gleich. Man muß nur an die Bedeutung der zur Verfügung stehenden Mittel denken, die eine Wahlmöglichkeit erst zu einer gangbaren, realistischen Alternative machen. Auch darf nicht vergessen werden, welche Rolle die durch die ursprüngliche soziale Stellung festgelegten »Horizonte« für die späteren Lebensprojekte und die als erstrebenswert angesehenen Ziele spielen. Es reicht, den Einfluß dieser beiden Faktoren zu durchdenken, um zu verstehen, daß zwar alle Menschen frei und mit Notwendigkeit frei sind (d. h. für ihr gesamtes Handeln Verantwortung übernehmen müssen), aber trotzdem manche freier sind als andere: ihr Horizont (ihr Spektrum an Möglichkeiten) ist größer, und sobald sie sich für ein bestimmtes Lebensprojekt entschieden haben, stehen ihnen auch die meisten der dafür benötigten Ressourcen zur Verfügung (Geld, Verbindungen, Ausbildung, Manieren usw.); ihre größere Freiheit reicht von der Wunschbildung über die Verfolgung bis hin zur Verwirklichung ihrer Ziele.

Wir können das Verhältnis zwischen Freiheit und Abhängigkeit als einen Indikator für die relative Position eines

Menschen oder einer ganzen Kategorie von Menschen innerhalb der Gesellschaft nehmen. Die sogenannten Privilegierten sind also bei näherem Hinsehen durch ein größeres Maß an Freiheit gekennzeichnet und die sogenannten Unterprivilegierten durch ein größeres an Abhängigkeit.